

meinst wohl diese gestreifte Kluft, wie sie Knastbrüder tragen, oder?« Das war das Bild, das meine Familie von mir hatte.

Mein Turf waren zwei oder drei Hochhaussiedlungen in der Banlieue, in denen ich allerdings den zweifelhaften Ruf eines »Direktorensöhnchens« hatte, obwohl auch ich aus der Banlieue kam, dieselben Mädchen gut fand, die gleichen Dummheiten machte und denselben Scheiß in den Läden klaute wie alle anderen dort. Der große Unterschied bestand darin, dass mein Stiefvater in der Lage war, sich ein kleines Haus in der Nähe von Meaux zu leisten, als Rückzugsort auf dem Lande. Ich fand es ganz schlimm dort und wollte nie mitkommen, sondern lieber mit meinen Kumpels auf dem Fahrrad die Gegend unsicher machen. Und noch größere Dummheiten als sie anstellen, nur um zu beweisen, dass ich einer von ihnen war.

Doch trotz anderslautender Vorurteile sind nicht alle Menschen aus der Banlieue Hallobris und Kriminelle. Meine Clique bestand aus den Brüdern Saïd und Saber, dann noch Peth, Fred und Ewan, Willy und Diego, Sedina und Moïse, und auch Éric, Sébastien und Tony waren Teil der Blase. Mit ihnen trieb ich mich herum, während meine Mutter in der Zentrale von CST an die hundert Kraftfahrer dirigierte und mein Stiefvater sogar die Wochenenden im Betrieb verbrachte.

# Rue de l'Université, Juli 1990

Ich arbeitete damals im Lager von CST, mit Éric als Chef und José. Wir waren zuständig für den Transport und den Aufbau von radiologischen Geräten. Manchmal auch von Kunstwerken. Eines Tages rief ein gewisser Patrick Hourcade bei CST an, er wollte, dass wir auf einem Anwesen von Karl Lagerfeld Arbeiten erledigten. Meine Mutter Muguette, die großen Respekt genoss, teilte die Fahrer und Teams ein. Im Hause von Monsieur Lagerfeld war man auf der Suche nach einem neuen Transportunternehmen auf uns gekommen. Es galt, wertvolles Mobiliar aus einem Salon in einen anderen Raum eines Hauses im 7. Pariser Arrondissement zu verfrachten. Wir kamen an in der Rue de l'Université 51, und ich hatte keine Ahnung, bei wem und wo wir da gelandet waren. So stand ich auf dem Vorplatz eines prachtvollen Stadthauses in meiner Arbeitskluft mit der Aufschrift »CST« auf dem Rücken, es war zwei Uhr nachmittags und ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus: Es sah aus wie ein Märchenschloss, und mir wurde klar, dass es sich hier nicht um einen gewöhnlichen Kunden handeln konnte. Wir mussten erst mal im Hof auf Einlass warten, innen dann standen überall Möbel aus dem 18. Jahrhundert herum. Erneut mussten wir uns gedulden. Clément, der Hausdiener, informierte, dass Monsieur noch nicht im Haus war. Geschlagene drei Stunden mussten wir auf seine Rückkehr warten. Ich wurde immer ungeduldiger und wäre am liebsten gleich wieder abgehauen. Als Monsieur endlich eintraf, war ich auf hundertachtzig. Mein Blick fiel auf seine im Nacken zusammengebundenen Haare. Er trug eine Brille mit getönten Gläsern. Eigentlich wirkte er nicht unsympathisch. Er entschuldigte sich sehr, dass er uns hatte warten lassen, und gab jedem von uns die Hand zur Begrüßung. Zu mir sagte er: »Sind Sie nicht viel zu jung für diese schwere Arbeit?« Ich erwiderte, es sei nur ein Ferienjob. Ich war der Einzige der Truppe, mit dem er ein paar Worte wechselte. Wohl, weil ich noch wie ein Kind wirkte. Dann machten wir uns unter Karls Anweisungen ans Werk. Eine halbe Stunde später war alles erledigt. Monsieur drückte jedem von uns 500 Francs in die Hand, und ich war völlig platt: Die Geste hatte nichts Arrogantes, sondern war begleitet von aufrichtiger Herzlichkeit. Wow, dachte ich, das nenne ich spendabel! Normalerweise mussten wir uns nach dem Schleppen eines tonnenschweren Röntgengeräts 200 Francs Trinkgeld untereinander teilen – 10 Francs pro Kilo Kupfer, ein Franc pro Kilo Stahl, 4 Francs pro Kilo Blei ...

Spätestens da hatten wir kapiert, dass dieser Kunde wirklich etwas ganz Besonderes war.

# Bei CST, 1991

In dem Jahr hatte ich die Schule geschmissen und im September angefangen, fest bei CST zu arbeiten, auf Mindestlohnbasis, aber ich machte viele Überstunden, so kam ich am Monatsende gut aufs Doppelte. Da meine Mutter an Krebs erkrankt war, konnten wir in dem Sommer nicht nach Saint-Cyprien ans Meer fahren. Ich war etwas angefressen und maulte herum. Mein »Onkel aus Amerika«, Jackie, der in Wahrheit aus einer Hochhaussiedlung im 13. Arrondissement stammte und früher mit illegalen Boxkämpfen viel Kohle gemacht hatte, verdiente sein Geld nun mit Festzeltbetrieben auf Rummelplätzen. Er nahm sich meiner an und schlug vor, dass ich während des Sommers für ihn auf dem Jahrmarkt in Argelès-Plage jobben könnte. Er bot mir auch ein Zimmer in seiner Wohnung in Argelès-Village an, das keine zehn Kilometer von Saint-Cyprien entfernt war. Jackie wusste, wie ich ticke. Er überließ mir sein Rad, mit dem ich nachts mit meinen Kumpels aus Saint-Cyprien herumfuhr. Übernachten tat ich bei irgendwelchen Mädels oder bei einem Kumpel. Wir klauten Fahrräder, kifften viel, und ich kam ständig zu spät zur Arbeit auf dem Rummelplatz. Eine Weile nistete ich mich bei einer Frau ein, die etwas älter war als ich. Ihr Typ bekam es spitz, machte mich rund und nahm mir meine Klamotten weg. Manchmal verdünnsierte ich mich auch tagelang und tauchte überhaupt nicht bei der Arbeit auf. Ich pennte im Freien auf einer Bank vor der Ferienwohnung in Saint-Cyprien. Total übermüdet. Oft auch total zugehöhnt. So ging das fast zwei Monate lang. Jackie war völlig abgenervt.

Alle meine Kumpel sind Blacks oder Araber. Freundschaft hat für mich keine Farbe. Ich stehe voll zu ihnen. Doch schon damals gab es im Süden viele Faschos. Einmal übernachtete ich bei meinem Freund Yann, der vietnamesische Wurzeln hat. Auf dem Dorffest in Saint-Cyprien liefen wir acht Skinheads in die Arme, alle etwa um die zwanzig herum. Es kam zu Beleidigungen. Ich gab derbe zurück. Setzte noch eins drauf, weil ich mich mindestens so nordafrikanisch wie meine Kumpel fühlte. Wer meine Kumpel anmacht, beleidigt auch mich. Das Resultat waren wüste Fußtritte und ausgekugelte Gelenke. Auch bei Yann.

Kurz vor der Abreise hatte ich meine Mutter noch im Krankenhaus in der Rue de la Convention besucht. Sie hatte sich ein Staphylokokken-Ekzem im Gesicht zugezogen. Mein Stiefvater wollte nicht, dass ich sie so sehe.

Er hatte mit zwölf angefangen zu arbeiten, in einem Altöl-Betrieb. Er hatte damals keine andere Wahl. Seit 1981 war er begeisterter Flieger gewesen, hatte sich sogar ein Stück Land gekauft, um daraus eine kleine Rollbahn zu machen. Als mein Kumpel Saïd die mittlere Reife schaffte, bekam er von seinem Vater einen Motorroller. Ich hingegen hasste meine Eltern dafür, dass sie mich zwangen, so hart zu arbeiten. Manchmal

besuchte ich meine Halbbrüder Éric, Christophe und Thierry in der Marcel-Cachin-Siedlung in Romainville. Der Jüngste von ihnen war damals schon 23 Jahre alt. Die Ex-Frau meines Stiefvaters, Thérèse, nahm mich als Kind oft in Obhut, wenn meine Eltern in der Firma arbeiteten. Auch meine Halbbrüder fingen an, bei der Firma ihres Vaters zu arbeiten, die nun regelmäßig von Monsieur Lagerfeld beauftragt wurde. Ich sah ihn zunächst nicht wieder, weil mein Onkel Jean-Claude die meisten Aufträge für ihn erledigte.

Im September endete die Kirmes in Argelès, und ich sollte mit Jackie zurück nach Paris fahren. Ich kam eine Stunde später zum Treffpunkt als verabredet, und Jackie war ohne mich abgezischt. Ich war sechzehn, hatte kaum Geld in der Tasche und keine Ahnung, wohin. Also schlug ich bei Yann in Saint-Cyprien auf. Ein paar Tage später quetschten wir uns zu fünft ins Auto seiner Eltern und fuhren zurück nach Paris.

# Weston plus Celio

Wieder zuhause, stellte mein Stiefvater mich erneut vor die Wahl: arbeiten oder mich verpissen. Deshalb fing ich noch im September an, Vollzeit bei CST zu malochen. Im Oktober bekam ich meinen ersten Lohn, von dem ich mir sofort ein Paar Weston-Boots kaufte. Mein zweites Gehalt floss in einen Kredit zum Kauf einer Motocross-Maschine. Den feierte ich mit Yann und meinem älteren Bruder Lionel in der Diskothek *Le Central* auf den Champs-Élysées; natürlich in den neuen Westons. Außerdem hatte ich mir von meinem Stiefvater eine Pilotenjacke von Avirex »geborgt« und von Celio die passende Hose und ein Hemd dazu besorgt. Gegen fünf Uhr früh fuhren Yann und ich mit der ersten Schnellbahn zurück. Am Gare du Nord stieg eine Gang zu, vielleicht fünfzehn Mann stark. Yann und ich ahnten gleich, dass das in Ärger ausarten würde. Verschiedene Banden bekriegten sich da und raubten sich gegenseitig aus, auch ich war ein Teil davon. Das machte man einfach, wenn man in der Banlieue lebte.

Als der Zug in Pierrefitte-Stains einfuhr, meinte Yann, ich solle mitkommen und bei ihm pennen. Ich lehnte ab, weil ich nach Hause wollte. Er drückte mir unauffällig seine Tränengaspistole in die Hand, für alle Fälle. Dann stieg er aus. An der nächsten Station, Garges-Sarcelles, stieg niemand aus. Es war mittlerweile sechs Uhr früh. Dann kam meine Station: Villiers-le-Bel. Die Typen waren aus einer anderen Ecke von Gonesse als ich. Ich stieg aus und ging schnellen Schrittes durch die Unterführung, raus aus dem Bahnhof, auf die Bushaltestelle zu. Die ersten Läden, der Bäcker, der Metzger, öffneten gerade. Die Bande war mir gefolgt. Einer von ihnen hatte mich fast erreicht, als ich mich abrupt zu ihm umdrehte. Er fuchtelte mit einer Tränengaspistole herum, ich zückte meine und sprühte ihm eine ordentliche Ladung ins Gesicht. In Sekundenschnelle hatten sich die anderen auf mich gestürzt und prügeln auf mich ein. Auf allen vier kroch ich rückwärts gegen eine Mauer. Als der Metzger merkte, was da vor sich ging, ließ er blitzschnell sein Gitter wieder herunter. Ein heranfahrender Busfahrer blockierte die Türen, sodass niemand einsteigen konnte. Keiner wollte mir helfen. Ganz allein musste ich mich gegen die wüsten Hiebe verteidigen. Bevor sie das Weite suchten, zogen sie mir schließlich auch noch meine Westons aus. Während ich hoffte, dass nun alles vorbei sei, machten vier von ihnen noch einmal kehrt, um mir auch noch die Pilotenjacke meines Stiefvaters zu klauen. In Strümpfen, mit blutender Nase, ohne Jacke und Westons stand ich da. Der Busfahrer hatte endlich ein Einsehen und öffnete die Tür, obwohl ich weder Geld noch eine Monatskarte bei mir hatte. Um halb acht war ich zuhause, wo mich meine Mutter und mein Stiefvater schon erwarteten. Ich dachte, wir würden nun zur Polizei gehen, um Anzeige zu erstatten. Doch mein Stiefvater war so wütend, dass er sein Jagdgewehr schnappte, sich hinters Steuer klemmte und mich anherrschte,